

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sagenbuch von Baden-Baden und Umgebung

Barack, Max

Stuttgart, [ca.1890]

Das Kreuz am Fenster zu Hohenbaden

[urn:nbn:de:bsz:31-32090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-32090)

Das Kreuz am Fenster zu Hohenbaden.

Eine der schönsten Ruinen Deutschlands ist unstreitig die des Bergschlosses Hohenbaden, die unter dem Namen „das alte Schloß“ weit und breit berühmt geworden ist und von den vielen Tausenden von Badgästen, die alljährlich nach Baden-Baden kommen, als einer der herrlichsten Ausflüge mit besonderer Vorliebe besucht wird. Nicht sowohl die Großartigkeit der noch vorhandenen Trümmer und die riesigen Dimensionen der himmelhoch aufsteigenden wohlerhaltenen Mauern und Türme sind es, welche die Besucher anlocken, als ganz besonders die wahrhaft entzückende Aussicht, die sich von hier aus dem Auge darbietet. Als einer der schönsten Punkte ist das westlichste Fenster auf der Galerie des Hauptbaues bekannt, unmittelbar neben der Holzharfe, die mit ihren melancholischen Tönen von der Bergänglichkeit aller irdischen Größe und Herrlichkeit singt.

Wer von hier aus seine Blicke schweifen läßt über das dunkle Grün der riesigen Edeltannen und das lichtere der Platanen und Hornbäume, die mit Birken und Silberpappeln gemengt in wundervollen Gruppen die nächste Umgebung der Ruine bilden, — wer sich satt gesehen hat an den malerischen Formen der das reizende Thal umfassenden Berge, dem tief zu seinen Füßen liegenden eleganten

Baden und dem durch die berühmte Sickingenthaler Promenade mit ihrer doppelten Reihe der schönsten und luxuriösesten Villen verbundenen Klosterstädtchen Sickingenthal, — wer endlich noch an den allmählig sich verflachenden Hängen des Fremersberges vorüber die herrliche Rheinebene erschaute mit ihren gesegneten Fluren und zahllosen Dörfern, durchzogen von dem Silberstreifen des Vater Rhein und begrenzt von der dunkelblauen Vogesenkette — wer all' dies gesehen hat, der senkt vielleicht auch seine Blicke auf die Brüstung des Fensters, an dem er steht, und bemerkt hier zwei tief eingegrabene Buchstaben T und S verbunden durch ein Kreuz und die Jahreszahl 1816.

Wer sich dann die Mühe gibt nach der Bedeutung dieser Zeichen zu fragen, der erfährt von dem begleitenden Führer, daß sich hier einmal ein Fremder hinabgestürzt habe.

Der Unglückliche, der hier den Tod gesucht und gefunden hatte, war der liebste Freund und Waffenbruder meines nun längst wieder mit ihm vereinigten Vaters; seine Hand schuf ihm an dieser Stelle das ebenso einfache als erschütternde Denkmal, und was er mir einst erzählte, als er mich auf die eingegrabenen Zeichen aufmerksam machte,

„ . . . ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passieret, dem bricht das Herz entzwei!“

Ich lasse seine Erzählung hier nachfolgen, wie ich sie aus seinem Munde vernommen.

Es war in dem denkwürdigen Jahre 1815. — Der kaum von den Heeren der verbündeten Mächte besiegte und nach Elba verbannte Störer des europäischen Friedens war seinen Hüttern entwischt und zurückgekehrt in die Mitte seiner jubelnden Krieger nach der Hauptstadt des Landes, dessen Kaiserthron vor Jahresfrist mit ihm zusammengebrochen war. — Scheu, wie die Gule vor dem Adler, so entfloh vor dem gewaltigen Manne der inzwischen eingesetzte schwache König von Frankreich und — eiligst beriefen

die Verbündeten die kaum in die Heimat entlassenen Krieger wiederum zu den Fahnen, um nochmals den Kampf mit dem Soldatenkaiser aufzunehmen.

Dieselbe Begeisterung, die vor zwei Jahren schon die gesamte deutsche Jugend unter die Waffen getrieben hatte gegen den Unterdrücker des teuren Vaterlandes, versammelte auch jetzt wieder jubelnd die wackern Kämpfer gegen den kühnen Korjen, der neuerdings die Verträge und den Frieden in so ruchloser Weise gebrochen hatte. Auch ich verließ meine Amtsstube, wo ich als kaum rezipierter Rechtskandidat arbeitete, und eilte dem Rufe von Fürst und Vaterland folgend alsbald zu meinem Regimente, wo mir meine Leutenantsstelle offen gehalten war. Ich fand daselbst fast alle Kameraden wieder, die das große Erhebungsjahr 1813 schon zusammengeführt und zu Freunden gemacht hatte. — Freudig begrüßten alle, die gleich mir Familie, Haus und Hof oder Lebensberuf verlassen hatten, um sich dem Vaterlande zu widmen, den neu eingetroffenen Freund und Kameraden.

Einer allein war noch nicht da, gerade der, den wiederzusehen ich mich am meisten gefreut hatte. Es war Theodor S., der einzige Sohn eines reichen Gutsbesizers in Ost-Preußen, mit dem ich schon auf der Universität zu Bonn und noch mehr durch die gemeinsam ertragenen Mühsale und Beschwerden zweier Feldzugsjahre eng vereint den Bruderbund für's Leben geschlossen hatte. Seit wir uns kannten, hatten wir uns gegenseitig zu einander hingezogen gefühlt, denn in allen unsern Lebensanschauungen, in all' unserm Denken, Wünschen und Hoffen stimmten wir aufs innigste überein, obgleich wir — wenn auch nicht verschiedenen Charakters — doch von ungleichem Temperamente waren. Während ich ein brausender Hitzkopf war, zeichnete er sich durch seine Ruhe und Kaltblütigkeit, durch stets wohlbedachte Überlegung aus. Einige Jahre älter als ich und die meisten jüngeren Offiziere des Regiments, war er ernsten Charakters und konnte keinen Geschmack finden an den mitunter tollen Vergnügungen der Kameraden, wie sie eben die Jugend liebte und

der Krieg häufig mit sich brachte. Er beteiligte sich niemals an denselben, weshalb er im Regimente nicht recht beliebt war, da man sein stets abgeschlossenes Wesen nicht verstand, ihn darob tadelte und Sonderling nannte, obgleich alle die höchste Achtung vor seiner Person, seinem Wissen und seiner bei jeder Gelegenheit bewiesenen unerschütterlichen Tapferkeit hegten. Nur ich, der ich die Vortrefflichkeit seines Charakters kannte, hatte, wie gesagt, mich ganz besonders zu ihm hingezogen gefühlt und freute mich deshalb unendlich ihn wiederzusehen. Daß er kommen würde, wußte ich bestimmt, denn kurz vor meiner Abreise hatte ich noch einige Zeilen erhalten, die mir seinen sofortigen Abgang zum Regimente anzeigten und seine Erwartung aussprachen, auch mich daselbst zu finden. Ich bereitete deshalb alles zu seiner bevorstehenden Ankunft vor und eilte wiederholt zur Post, um den Freund erwarten und alsbald begrüßen zu können.

Endlich kam er; mit Entzücken schloß ich ihn in die Arme und führte ihn in unsere Wohnung, die wir für die kurze Zeit unseres Verbleibens in dem Standquartiere gemeinschaftlich bewohnen wollten.

S. hatte sich, seit wir uns nicht mehr gesehen hatten, weder in seinem Äußeren noch in seinen inneren Eigenschaften verändert. Er war damals sechsundzwanzig Jahre alt, von hoher stattlicher Gestalt, der die knapp anliegende Husaren-Uniform herrlich saß. Sein von dichten schwarzen Haaren umfaßter Kopf war jedoch etwas unförmig groß und sein ganzes Gesicht von einer breiten über die Nase laufenden Narbe durchzogen, der Folge eines bei Leipzig durch einen französischen Kürassieroffizier erhaltenen Wunde, die das Nasenbein spaltend ihn als Soldaten zwar zierte, doch zugleich sehr verunstaltete. Deshalb machte sich jedoch der nichts weniger als zur Eitelkeit geneigte S. durchaus keinen Kummer; hatte doch sein König die Brust des tapfern Offiziers für die bei der Wiedereroberung einer Batterie erhaltene furchtbare Wunde mit dem eisernen Kreuze, dieser schönsten Anerkennung der Tapferkeit, geziert.

Nachdem wir unsere kleinen häuslichen Angelegenheiten besorgt hatten, meldeten wir uns bei dem Regimentskommandeur, der, unsere Freundschaft kennend, uns herzlichst bewillkommte und mittheilte, daß er uns in dieselbe Eskadron eingetheilt habe, da er, wie er lachend versicherte, nicht trennen wolle, was Gott zusammengefügt habe.

Bald ging es nun unter Vater Blüchers Führung über den Rhein; überall blieben wir beisammen, im Quartier waren wir Stuben-, im Lager Zeltgenossen, weshalb unsere Freundschaft bald sprichwörtlich wurde und wir im Regimente nur die beiden Dioskuren, er Kastro, ich Polur, genannt wurden. — An seiner Seite kämpfte ich in den Schlachten beiigny und Waterloo, und elf Tage darauf standen wir zum zweitenmale vor Paris. — Noch schien es, als ob sich die Hauptstadt gegen die siegreichen Heere verteidigen wollte; allein Blüchers kühne Umgehung des stark besetzten Montmartre und sein blutiger Sieg über Vandamme bei Jisy führte rasch die Übergabe der Stadt herbei.

Leider mußte ich ohne den Freund diesen Triumph der deutschen Waffen, den Einzug in das besiegte Paris, feiern. — In der letzten Schlacht durch einen Schuß in die Brust schwer getroffen, war S. vom Rosse gesunken; nach errungenem Siege war es mein erstes, den treuen Waffenbruder aufzusuchen, und zu meiner unbeschreiblichen Freude fand ich noch Leben in der durchbohrten Brust. Mit Hilfe einiger meiner Leute schaffte ich den Bewußtlosen in ein nahe gelegenes Landhaus, wo ich ihn der Pflege der Bewohnerin übergab, der Witwe eines ehemals reichen Banquiers de Briancourt, der während der langen Kriegsjahre sein Vermögen verloren und Frau und Tochter außer dem kleinen Reste seiner Glücksgüter dies kleine Landhaus hinterlassen hatte. — Bereitwillig nahm die Dame den Verwundeten auf und versprach ihm beste Pflege angedeihen zu lassen. Mich selbst rief der Dienst wieder ab, ohne daß ich die Tochter gesehen hatte; o hätten wir Beide dieselbe niemals erblickt — ein entsetzliches Schicksal wäre meinem Freunde, viel Schmerz mir erspart geblieben,

und niemals hätte meine Hand diese Stelle zum Andenken des Selbstmörders bezeichnen müssen.

In seine Erinnerungen versunken machte mein Vater eine Pause und schaute bewegt hinab in die furchtbare Tiefe, wo der vom Sturze zerschellte Körper seines Freundes gelegen hatte; auch ich schwieg — nur in den Saiten der Aolsharfe rauschte es leise und ihre sanften wehmütigen Töne erklangen wie von Geisterhand berührt als ein Gruß des Verklärten an den Freund, der jetzt — fast 40 Jahre nach jenem schauerlichen Ereignisse — seinem Andenken in stummem Schmerze eine Thräne weihte.

Sich ermannend strich mein Vater mit der Hand über die Augen und erzählte weiter.

Ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit wurde abgeschlossen; Ludwig XVIII. kehrte wieder in seine Hauptstadt unter dem Zauchzen desselben wetterwendischen Volkes, das in seiner Charakterlosigkeit hundert Tage vorher Napoleon entgegen gejubelt hatte. — Bald begannen auch die Friedensunterhandlungen, doch erst vier Monate später, am 20. November, konnten sich die Fürsten der alliierten Mächte einigen und der ersehnte Friede kam endlich zu Stande. Doch welch' ein Friede! Nicht umsonst schalt der alte Blücher auf die Federfuchser und Diplomaten, die wieder verdarben, was sein Schwert geschaffen hatte, denn Bedingungen wurden angenommen, die — ein unauslöschlicher Schimpf für die Sieger — zum großen Teile von dem besiegten Frankreich diktiert waren! — Möge eine jüngere Generation — fügte mein Vater wie prophetisch bei — wieder gut machen, was damals versäumt wurde! Möge ein einiges Deutschland endlich seine alten Grenzen mit Elsaß und Lothringen zurückerlangen, die ihm ja auf die niederträchtigste Weise entrisen wurden! —

Während der nächsten Zeit der Unterhandlungen hatte mein Regiment in Paris zu verbleiben. — Gleich am Tage nach der Schlacht bei Issy ritt ich hinaus zu dem Landhause, das meinen Freund beherbergte. Ich fand ihn in Behandlung eines tüchtigen Arztes, dessen Bemühungen es gelungen war, den kaum noch glimmenden Lebensfunken

wieder anzufachen. Er war wieder zum Bewußtsein erwacht, reichte mir bewegt die Hand bei diesem ersten Wiedersehen und stellte mich sodann seiner Pflegerin vor, die ich, da sie am Fußende seines Bettes stand, nicht gleich bemerkt hatte. Es war die Tochter des Hauses, Fräulein Blanche de Briancourt.

Ich stand überrascht; nie in meinem Leben hatte ich ein so reizendes Wesen gesehen. Obwohl damals erst 17 Jahre alt, ließ das durchsichtige weiße Gewand schon vollkommen die plastische Schönheit ihrer schlanken Gestalt erkennen, die bei der herrlichsten Weichheit der runden Formen jene Zartheit und Grazie zeigte, die nur den Französinen eigentümlich ist. Ihr Kopf hätte einem Titian oder van Dyck zum Modelle dienen können. Dunkle wallende Locken sanken auf den blendend weißen Nacken und umrahmten ein Gesicht von der tadellosesten Schönheit. Die hohe Stirne war vom reinsten Schmelze, das noch mehr hervorgehoben wurde durch die großen in wunderbarem Glanze strahlenden dunkeln Augen, über welchen sich dicke schwarze Brauen wölbten, die sich an der Wurzel der schlanken und geraden Nase fast berührten. Ihr Mund war klein, die Lippen und Wangen rosig frisch, Füße und Hände merkwürdig klein, letztere zudem wie die Arme, die sie unverhüllt zu tragen pflegte, zart und weiß — kurz Blanche de Briancourt war eine vollendete Schönheit.

Ich war damals 24 Jahre alt und hatte bis zu dieser Zeit nie geliebt. Nur mit den Studien für meine künftige Lebensstellung beschäftigt, hatte ich ziemlich wenig Damen-Bekanntschäften gehabt, mein gesamtter Umgang beschränkte sich in Bonn auf einige Professoren-Familien, wo ich wohl bisweilen in den häuslichen Kreis gezogen wurde, um mit den bereits etwas ältlich gewordenen Fräulein Töchtern zu musizieren, oder auf hin und wieder veranstalteten Bällen gar einen Walzer zu tanzen. Die Sitten unserer damaligen Zeit waren noch so steif großväterisch, namentlich die Mädchenwelt so zurückhaltend und unzugänglich, daß sich ein flotter Student weder verlieben konnte noch wollte.

Anders erging es mir jetzt, als ich in den Zauber-
 freis der reizenden Französin getreten war. Hatte ihre
 blendende Erscheinung schon am ersten Tage eine mächtige
 Wirkung auf mich hervorgebracht, so wuchs das mir ein-
 geflüßte Gefühl immer mehr bei meinen nun täglich fol-
 genden Besuchen, die — wie ich mir eingestehen mußte
 — bald mehr Blanche als dem Freunde galten. Wohl
 machte ich mir hierüber im stillen Vorwürfe, denn es er-
 schien mir dies wie ein an dem Freunde begangener Raub;
 ich beschloß so oft ich ferne war, bei meinem nächsten Be-
 suche mich ganz ihm zu widmen, doch — Theodor bedurfte
 oft dringend der Ruhe, ich mußte dann häufig sein Zim-
 mer verlassen, um während dieser Zeit den Damen des
 Hauses meine Aufwartung zu machen. Frau von Brian-
 court empfing mich stets freundlich; die Damen befanden
 sich an den heißen Sommernachmittagen meist in einem
 kühlen Salon zu ebener Erde, wo Blanchés prachtvoller
 Flügel und die kleine Haus-Bibliothek sich befanden, die
 aus dem Schiffbruche geretteten Trümmer einer vergange-
 nen glanzvollen Zeit. Blanche pflegte in diesen Stunden
 gerne zu musizieren. Sie war eine treffliche Pianistin
 und hatte zudem eine herrliche Sopranstimme, verbunden
 mit einem natürlichen gefühlvollen Vortrage. Doch ihr
 Geschmack in der Wahl ihrer Klavier- und Gesangsstücke
 war, wie die Franzosen insgemein bei ihrem unruhigen,
 leichtfertigen Volkscharakter weder Sinn noch Verständnis
 für eine gute und gebiegene Musik haben, ein durchaus
 unglücklicher. Sie sang entweder die trivialen Melodien
 von Kouplettten aus den damals beliebten französischen
 Vaudevilles, unschöne Chansonetten oder große Bravour-
 Arien italienischer Komponisten, deren triller- und figuren-
 reiche Stellen für ihre mächtige Stimme nur wenig paßten.
 — Von den unsterblichen Schöpfungen unserer deutschen
 Meister, wie Händel, Gluck, ja selbst Mozart, von den
 wundervollen Sonaten Beethovens hatte sie nicht einmal
 Kenntnis, gegen die deutsche Musik überhaupt eine Ab-
 neigung. — Da stand mir nun ein ebenso reiches als
 dankbares Feld zu Gebote zur Verbesserung des Geschmackes

der reizenden Sängerin; ich hatte von jeher in meinen Mußestunden mit besonderer Vorliebe Musik getrieben, spielte fertig Piano und sang einen Tenor, der von Künstlern und Kennern sehr gerühmt ward. Wenn ich aber je im Leben schön sang, so war es im Salon der Frau von Briancourt, denn ich hatte den doppelten Zweck, der deutschen Kunst ihre Würdigung und durch sie und meine eigene Kunstfertigkeit mir die Liebe des angebeteten Geschöpfes zu erobern.

Ich hielt deshalb Blanchets Kouplets einige deutsche Volkslieder gegenüber, in deren rührender Einfachheit ihre Schönheit beruht, zum Vergleiche mit den Chançonnetten sang ich Mozarts reizende Komposition des Göthe'schen Beilichens und Beethovens unsterbliche Adelaide, den italienischen verschörfelten Bravour-Arien stellte ich die „Bildnis-Arie“ aus Mozarts Zaubersflöte und die „Klage-Arie“ aus Glucks Dypheus entgegen — ja selbst die brausenden Klänge der „Marseillaise“ schlug ich nieder mit Haydns „Gott erhalte Franz den Kaiser“, der herrlichen damals überall gesungenen österreichischen Volkshymne.

Was ich erstrebte, gelang mir vollkommen: Blanche fand Geschmack an der deutschen Musik und — nicht minder an dem deutschen Sänger, denn in ihren schönen Augen glaubte ich bald zu meinem unendlichen Entzücken etwas mehr zu lesen, als gewöhnliches Interesse für meine Vorträge. Mein Herz jubelte bei dieser Entdeckung; ich war jung und Husarenlieutenant, das heißt: ich war zu jeder raschen und kühnen That ohne langes Überlegen entschlossen. Was Wunder also, daß ich eines Mittags, als die Mutter zur Ordnung einer häuslichen Angelegenheit für kurze Zeit das Zimmer verlassen hatte, der Geliebten zu Füßen sank und ihr erklärte, daß ich ohne sie nicht leben könne! — Und mein Husarenangriff gelang; errötend sank Blanche in meine Arme und glücklich küßte ich ihr von den Lippen, daß sie mein sein wolle fürs Leben.

Überglücklich hielt ich das reizende Wesen noch umschlungen, als die Mutter wieder eintrat und mit Stauen und Schrecken erschaute, wie der freundlich aufgenom-

mene Gast ihr Vertrauen mißbraucht hatte. Mit Würde und Strenge befahl sie der erbleichenden Tochter auf ihr Zimmer zu gehen und ersuchte mich sodann kurz und gemessen, für die Zukunft meine Besuche auf meinen kranken Freund zu beschränken, doch ihre eigene Wohnung zu meiden. — Vergeblich sprach ich der erzürnten Dame von der Innigkeit und Aufrichtigkeit meiner Liebe und beschwor sie flehentlich, ihrer Tochter und mein eigenes Lebensglück nicht durch solche Strenge zu zerstören — umsonst: sie blieb bei ihrem harten Ausspruche, „denn,“ sagte sie, „meine Tochter ist nicht dazu erzogen, das Weib eines Lieutenants zu werden, der nichts hat, als sein Schwert und den Ruhm, zu der Unterdrückung ihres Vaterlandes beigetragen zu haben!“ —

Mit einem Blicke höhnischen Triumphes machte sie mir noch eine kurze Verbeugung und schritt aus dem Salon, mich meiner Beschämung, meinem Ärger und meinem Schmerze über den Verlust meines kaum begonnenen Liebesglückes überlassend. — Wie betäubt starrte ich auf die Stelle, wo ich vor wenig Augenblicken noch so glücklich war, dann stürmte ich hinaus, bestieg, ohne Theodor gesehen zu haben, mein Pferd und jagte zurück nach Paris. In meinem Quartier angelangt fand ich den Unteroffizier vom Dienste, der mir die Meldung überbrachte, daß das Regiment in der Frühe des nächsten Morgens abmarschire, um bis zum definitiven Abschlusse des Friedens und der damit verbundenen Heimkehr ins Vaterland Standort in der Nähe der belgischen Grenze zu beziehen.

Diese Nachricht zerriß aufs neue mein Herz, denn trotz der Zurückweisung meiner Bewerbung und der für mich so verletzenden Art, in der dies geschehen war, liebte ich die reizende Blanche viel zu sehr, als daß ich im Stande gewesen wäre, aller Hoffnung auf eine Sinnesänderung der Mutter und dem Wunsche, die Geliebte wieder zu sehen, so plötzlich zu entsagen. — Welcher Liebende, der sich geliebt weiß, hätte dies auch vermocht?! — Doch bald machte meine anfängliche Trostlosigkeit ruhigerer Überlegung Platz und ich bedachte, daß meine Abweisung wohl

hauptsächlich darin ihren Grund haben mußte, daß ich die Waffen gegen Frankreich trug. Doch ich war ja nicht Berufssoldat, — in mein bürgerliches Verhältnis zurückgekehrt, im Besitze einer geachteten Lebensstellung, die ich ja nach hergestelltem Frieden bald zu erreichen alle Aussicht hatte, konnte ich hoffen, die Einwilligung der Mutter zur Verbindung mit der heiß Geliebten zu erhalten — vorausgesetzt, daß Blanchets Liebe ebenso heiß und treu war wie die meinige.

Dieser Gedanke hatte so viel Tröstliches für mich, daß ich es in kurzer Zeit sogar soweit brachte, das was mich anfänglich so unglücklich gemacht hatte, später als eine günstige Fügung des Schicksals zu betrachten. Denn wie sehr sich auch nach der Art, wie ich das Landhaus zu Issy verlassen, mein Ehrgefühl dagegen gesträubt hätte, dasselbe wieder zu betreten, es wäre mir dies zu unterlassen schon des Freundes wegen kaum möglich gewesen. Und hätte ich denn so nahe der Geliebten es durchzuführen vermocht, nie einen Versuch zu machen, die Feure zu sehen und zu sprechen? — Jeder, der einmal im Leben geliebt, wird mir zugestehen müssen, daß dies eine Unmöglichkeit gewesen wäre! — So aber war mir die Möglichkeit der Rückkehr benommen und ich hierdurch aller Verlegenheit enthoben.

Doch Blanche mußte vor allem benachrichtigt werden; allein wie mit Sicherheit einen Brief in ihre Hände gelangen zu lassen? — Mein erster Gedanke war, mich dem Freunde zu vertrauen und durch ihn die Geliebte von dem Abmarsche meines Regimentes in Kenntnis setzen und ihr meine Abschiedsgrüße und Treueschwüre übergeben zu lassen. Doch ich verwarf diese Idee bald wieder, denn ich wollte ihn, den biederen rechtlichen Charakter, nicht zur Rolle eines Zwischenträgers mißbrauchen und den Gaß zur Anehrlichkeit gegen die Hausfrau verleiten. — Mit offener deutscher Geradheit zu Werke zu gehen, hielt ich deshalb für das beste; ich schrieb an Frau von Briancourt einen höflichen Abschiedsbrief, sprach von der Aufrichtigkeit meiner Gefühle für ihre Tochter, meinen Ausichten

für eine künftige Lebensstellung und meinen daran sich knüpfenden Hoffnungen. Ich beschwor sie, mir den Trost, Blanche dereinst mein zu nennen, nicht zu rauben und des Glückes ihrer Tochter eingedenk zu sein, die mir ja die beseligende Gewißheit gegeben habe, daß sie mich ebenfalls liebe. Schließlich bat ich sie um die Erlaubnis, ihr selbst bisweilen schreiben zu dürfen, da ich die Bitte mit Blanche zu korrespondieren unter den jetzigen Umständen weder aussprechen noch deren Genehmigung erwarten könne. — Diesen Brief übergab ich der Post zur Bestellung und marschierte des andern morgens ab, nachdem ich Theodor ebenfalls brieflich hievon benachrichtigt hatte, ohne ihm jedoch eine Andeutung meines Verhältnisses zu Blanche zu geben. — Eine Art Schamgefühl hielt mich davon ab, da ich ja auch der Zurückweisung meiner Bewerbung hätte erwähnen müssen.

Einen Monat verblieb ich noch auf Frankreichs Boden, dann ward ich wie alle auf Kriegsdauer dienenden Offiziere entlassen und reiste ab in die Heimat, nachdem ich Frau von Briancourt zuvor von der vorgegangenen Veränderung benachrichtigt hatte. Auch Theodor schrieb ich wieder und bat ihn um einen Brief, sobald seine Gesundheit dies zulassen würde, denn ich brannte vor Sehnsucht nach Nachrichten aus dem Landhause zu Issy.

Bald nach meiner Rückkehr wurde ich in besonderer Berücksichtigung als gewesener Kämpfer für die Befreiung des Vaterlandes und als Ritter des eisernen Kreuzes, das des Königs Majestät mir nach der Schlacht bei Issy verliehen hatte, zum Legationsrate ernannt und der Gesandtschaft in C. zugeteilt. — Eine solche Verbesserung meiner dienstlichen Stellung hatte ich bei meiner Jugend kaum zu hoffen gewagt — die kühnsten Wünsche meiner Phantasie, die sich höchstens zu einer Kreisratsstelle verstiegen, wurden hierdurch übertroffen, denn im Auslande hatte ich, außer meinem Gehalte, Diäten von ziemlich bedeutendem Betrage zu beziehen, ich war also auch pekuniär so günstig gestellt, daß ich jetzt schon um Blanchés Hand werben durfte, denn ich vermochte dem geliebten Mädchen eine

glückliche und völlig sorgenfreie Zukunft bieten. Schon setzte ich den Tag meiner Abreise fest, denn ich wollte der persönliche Überbringer der glücklichen mich betreffenden Nachrichten bei Frau von Briancourt sein und zugleich meine Werbung erneuern, da kam eines Morgens ein Brief mit dem Poststempel Jssy von Theodors Hand. Hastig öffnete ich ihn und — brach ohnmächtig zusammen; er enthielt die Anzeige von Theodors Verlobung mit „seiner lebenswürdigen Pflegerin“, Fräulein Blanche de Briancourt.

Der Reichtum meines Freundes hatte über die patriotischen Bedenken der Mutter den Sieg davongetragen und Blanche hatte entweder mich nie geliebt oder mich sehr rasch vergessen.

Der Winter mit seinem grämlichen Kleide war entflohen, die Frühlingssonne lachte wieder hell über der neu sich schmückenden Natur, da erwachte auch ich unter ihren segenspendenden Strahlen zu neuem Leben aus schwerer Krankheit, in die ich auf die Nachricht von Blanchés Treubruch verfallen war. Lange hatte ich am Rande des Grabes geschwebt, bis endlich meine junge kräftige Natur dem Tode seine Beute abrang und nach viermonatlichem Krankenlager mir die Ärzte gestatteten, das Bett zu verlassen.

Blanche war inzwischen Theodors Gattin geworden, ich fand seinen Brief mit der Einladung zu den Trauungsfeierlichkeiten auf meinem Schreibtische. Meine treue hingebende Pflegerin, meine gute Schwester Karoline, hatte ihn eröffnet und meinem Freunde über mein Unvermögen seinem Wunsche Folge zu leisten, Nachricht gegeben.

Meine völlige Genesung schritt bei meiner gedrückten Gemütsstimmung indessen nur langsam vorwärts. — Mein Arzt, dem Karoline den Grund meines Gemütsleidens mitgeteilt hatte, verordnete mir deshalb einen längeren Kurgebrauch in dem benachbarten Baden, damit hier in der herrlichen Natur mit dem Körper auch die Seele gesunde, denn nichts in der Welt äußert so wohlthätigen Einfluß auf ein krankes Gemüt, nichts heilt besser

die Leiden der Seele, als der Anblick großartiger Naturschönheiten. Unwillkürlich schwebt die Seele empor aus „dem Hauch der Grüste“ und das Herz vergißt den Jammer der Menschen, um sich zu Gott zu erheben, der die Welt so schön geschaffen und uns gegeben hat, damit wir glücklich darin seien.

Dem Rate des erfahrenen Arztes folgend reiste ich deshalb Anfangs Mai in den mir bisher völlig unbekanntem Badeort, und wirklich schritt meine körperliche und geistige Genesung so rasch vorwärts, daß ich bald Ausflüge auf die umliegenden Berge unternehmen konnte, um mich gleichmäßig an dem köstlichen Dufte der Tannenwälder wie an der entzückenden Aussicht über „den Garten Deutschlands“ zu laben. — Eines Morgens stieg ich in dieser Absicht zum alten Schloß empor, und an dies Fenster gelehnt erfreute ich mich des unvergleichlich reizenden Anblicks, der uns auch jetzt entzückt, und überließ mich so ganz der erhebenden Einwirkung desselben, daß ich das Herannahen eines Paares erst bemerkte, als es unmittelbar hinter mir stand und ich von dem Klange mir wohlbekannter Stimmen aus meiner Ruhe und Beschaulichkeit aufgeschreckt wurde. Hastig wendete ich mich um und — mit dem Rufe: „Wilhelm, bist du es wirklich!“ — lag Theodor in meinen Armen.

Stürmisch erwiderte ich seinen Gruß — dann richtete ich beklommenen Herzens den zögernden Blick auf die Dame, die zitternd mit hochgeröteten Wangen an Theodors Seite stand. — Es war Blanche in ihrer ganzen verführerischen Schönheit, Blanche, das so heißgeliebte Weib — eines andern, und dieser war mein liebster Freund. Ich rang die in mir sich regenden Gefühle nieder, bezwang das Stocken meiner Pulse und die verräterische Blässe, die ich über mein Angesicht sich lagern fühlte, und faßte mich rasch so sehr, daß ich die Treulose mit äußerster Kälte begrüßen, ja sogar ihr meine Glückwünsche zu ihrer Vermählung aussprechen konnte, ohne daß meine Stimme gewankt hätte. — Sie dankte mir mit einer gewissen gezielten Verschämtheit und mit niedergeschlagenen Augen,

doch nur um sie einen Moment darauf wieder zu erheben und mir einen Blick zuzuwenden, so glühend und innig wie der zur Zeit, da ich zu ihren Füßen das Geständnis meiner Liebe in ihre Brust niederlegte.

Nur ein einziges Mal hatte ihr Blick schon in solcher Weise auf mir geruht; damals erhob er mich in den Himmel, jetzt — schmetterte er mich nieder, denn er war die Entehrung des edelsten Gatten, des treuesten Freundes. Erschreckt wandte ich mich ab von ihr und zu Theodor, der zum Glücke nichts bemerkt hatte, denn seine Blicke waren nur auf mich gerichtet. — Doch während ich ihm von meiner Freude sprach, ihn wieder zu sehen und er mir dagegen zum Zwecke steten Zusammenseins den Vorschlag machte, den Gasthof zu beziehen, in welchem er abgestiegen war, faßte ich im Stillen den Entschluß, so bald wie möglich unter irgend einem Vorwande abzureisen, denn es lag wie Ahnen eines Unglücks auf mir, das durch mein längeres Verweilen in der Nähe Blanchés veranlaßt werden mußte, die mit ächt französischer Leichtfertigkeit zu einem Romane, in dem sie mir eine Hauptrolle zudachte, nur allzu leicht geneigt erschien. — Aber es wäre zu auffallend gewesen, wenn ich Theodors Vorschlag nicht entsprochen hätte oder plötzlich abgereist wäre; ich willigte deshalb ein in denselben, schwur mir aber zu, über Theodors Ehre zu wachen wie über meine eigene, und nie zum Verräther an unserer Freundschaft zu werden und — Gott sei mein Zeuge, ich habe diesen Schwur gehalten und ich trage keine Schuld an den unglückseligen Ereignissen, die über uns alle hereinbrachen!

Mein Vater hob bei diesen Worten wie betauernd seine Rechte empor und seine schönen lichtblauen Augen richteten sich gen Himmel, den er angerufen hatte. — Da in diesem Augenblicke brach ein Strahl durch das die Sonne bisher verschleiende Gewölke und traf den Scheitel des von silberweißen Locken umrahmten Hauptes, es wie mit einem heiligen Scheine verklärend; leise erklangen zu gleicher Zeit wieder die melancholischen Töne der Waldharfe mit ihren an- und abschwellenden Akkorden. Mir

aber erschien der ehrwürdige Greis in diesem feierlichen Momente wie durch ein Gottesurteil gerechtfertigt, denn unwillkürlich überkam es mich, wie wenn der Himmel mit seiner Sonne und der abgeschiedene Freund durch die mit geistigem Finger hervorgelockten Töne für ihn Zeugnis ablegen wollten. Schweigend und ernst stand ich an dem verhängnisvollen Fenster und blickte mit tiefer Ehrfurcht auf meinen bei seinen Erinnerungen von Nührung bewältigten Vater, der nach kurzer Pause sich sammelnd also fortfuhr:

Noch an demselben Tage ließ ich mein Gepäck in den von Theodor bewohnten Gasthof schaffen und erhielt mein Zimmer unmittelbar neben den zu der Wohnung meines Freundes gehörigen Räumlichkeiten. Nun begann eine Zeit geselligen Zusammenlebens, als ob wir Glieder derselben Familie gewesen wären; von Vergnügen eilten wir zu Vergnügen — Theodor war förmlich erfinderisch darin, seiner reizenden jungen Frau wie auch mir Zerstreuungen aller Art zu bereiten, um — wie er sich ausdrückte — mir den Aftenstaub aus dem Kopf und den Griesgram aus dem Herzen zu vertreiben, damit ich wieder werde, was ich einst war, der ausgelassene tolle Husarenlieutenant. In der That war ich auch äußerlich wie innerlich ein anderer Mensch geworden; Krankheit und Gram hatten mein blühendes Aussehen zerstört, und es schien, als ob Theodor und ich die Temperamente gewechselt hätten, denn er, der einst so ruhige, besonnene, fast schwermütige Mann war jetzt heiter und ausgelassen, ich dagegen war ernst, schweigend und melancholisch geworden. Ihn, den einstigen Sonderling, hatte die Liebe beglückt und erhoben, mich, den einst seiner tollten Streiche und seines frischen Jugendmutes wegen bekannten Husaren, hatte sie niedergedrückt und elend gemacht. — Dieselbe Ursache — doch verschiedene Wirkungen!

Natürlich hielt Theodor die mit mir vorgegangene Veränderung für eine Nachwirkung meiner überstandenen schweren Krankheit; doch Blanche schien den wahren Grund zu erraten, und leider vermochte ich nicht, trotz meiner absichtlichen Kälte gegen sie, ihr die Meinung beizubringen,

meine Liebe für sie sei mit der Unmöglichkeit, sie zu besitzen, erstorben. — Frauen — besonders liebende Frauen, sind gute Beobachterinnen und nichts vermag sie in Dingen, die ihre Liebe betreffen, zu täuschen; sie sehen scharf, denn sie sehen mit dem Auge ihres Gefühls. — Eine Katastrophe sollte leider bald ihr die Gewißheit geben, daß sie richtig gesehen.

In unserem Gasthofs befand sich ein kleiner Salon, in dem ein vortrefflicher Flügel stand, den der Eigentümer uns freundlichst zur Verfügung gestellt hatte. Hier pflegte Blanche jeden Morgen zu regelmäßiger Stunde zu musizieren; wiederholt hatte sie mich schon aufgefordert, mich an dieser Unterhaltung zu beteiligen, doch ich hatte es stets abgelehnt unter dem Vorgeben, der Arzt habe mir das Musizieren und namentlich das Singen streng untersagt. Dagegen konnte ich nicht, ohne unhöflich zu scheinen, der Einladung Theodors ausweichen, den Vorträgen Blanchés zu lauschen. Es war dies für mich ein schmerzliches Vergnügen, denn mit einer gewissen Absichtlichkeit wählte sie stets Gesänge, die ich einst in dem Landhaus zu Jffy teils selbst gesungen oder sie gelehrt hatte, um „alte Erinnerungen aufzufrischen“, wie sie bedeutungsvoll sagte. Eines Morgens aber, nachdem Blanche schon Mehreres gesungen hatte, bat sie mich meiner Weigerung ungeachtet so inständig nur um ein einziges Lied, daß ich endlich, als auch Theodor in mich drang — nur um Ruhe zu bekommen — einwilligte. Ich schritt zum Flügel in der Absicht, ein kurzes Liedchen zu singen, da legte mir Blanche, als ich eben beginnen wollte, scherzend die Hand auf den Mund: „Bitte — lieber Freund, da wir Sie nur dies eine Mal zu hören bekommen, so thun Sie mir den Gefallen und singen — was ich Ihnen aussuche!“ — Mit diesen Worten legte sie mir den geöffneten Klavierauszug des Orpheus auf den Pult. Ich warf einen Blick auf das gewählte Musikstück und — ein Zittern durchlief meinen ganzen Körper, denn vor mir aufgeschlagen lag die Klagearie, die mit den Worten beginnt: „Ach ich habe sie verloren, all' mein Glück ist nun dahin!“ —

Es ist möglich, daß Blanche nur beabsichtigte, mit dieser von mir einst mit besonderer Vorliebe gesungenen Arie auch nur „eine alte Erinnerung“ aufzufrischen, oder aber daß sie sich für meine seitherige Kälte an mir rächen wollte — ich vermag es nicht zu entscheiden. Doch all' mein Blut drängte sich zu meinem Gehirne bei diesem ihren Ansinnen, das mir wie fürchterlicher Hohn erschien. Zu meinem Unglücke, zu meinen fast übermenschlichen Anstrengungen, die immer wiederkehrenden Schmerzen zurückzudrängen, auch noch grausam verhöhnt zu werden — das hatte ich von Blanche nicht erwartet. Totenbleich, die Stirne mit kaltem Schweiß bedeckt, erhob ich mich und stürzte aus dem Saale nach meiner Wohnung, wo ich kaum mehr den Sopha erreichte, denn ein Anfall von Herzkrampf, der mich als Folge meiner Krankheit bisweilen befiel, war im Anzuge.

Erschrocken war Theodor bei meinem Hinwegstürmen aufgesprungen und wollte mir folgen, da er ein plötzliches Unwohlsein vermutete; doch ein Blick auf seine Frau hielt ihn zurück, denn wankend stand diese nach dem wohl nicht erwarteten Ausgange ihres Experiments an dem Flügel und starrete verwirrt nach der Thüre, durch die ich eben verschwand. Rasch eilte er deshalb Blanche zu Hilfe, nicht wissend, wie er den seltsamen unangenehmen Vorfall deuten sollte; da erschaute er das aufgeschlagne Buch, das die Katastrophe veranlaßt hatte, instinktmäßig las er den Text der Arie und — eine furchtbare Ahnung durchzuckte die Seele meines unglücklichen Freundes. — Doch sollte er einem solch' schweren Verdachte wider Gattin und Freund Raum geben? — War es denn möglich, daß der langjährige erprobte Freund an ihm zum Verräther wurde? und Blanche, an der seine ganze Seele hing, konnte sie schon der Gattenpflicht vergessen haben, nachdem sie kaum den Schwur der Liebe und Treue vor dem Altare abgelegt hatte? —

Blanche erholte sich indes schnell von ihrer Schwäche, die sie auf den gehabten Schreck schob, und bat ihren Gatten, einen Arzt herbeizuholen, da ich ohne Zweifel

dessen bedürftig sei, — sie selbst wolle mir bis zu seinem Eintreffen Beistand leisten. — Diese unerkennbare Absicht, ihn fortzuschaffen, bestärkte Theodors Verdacht; scheinbar ging er auf Blanches Vorschlag ein und entfernte sich, während diese zu meiner Wohnung eilte. Von Zweifeln und Eifersucht gequält, kehrte er sodann wieder um, ging in das an mein Zimmer angrenzende Gemach und lauſchte hinter der herabgelassenen Portiere bebend der Unterredung, die sein Weib mit seinem Freunde pflog.

Blanche war kurz zuvor in mein Zimmer getreten, und da sie mich, das Gesicht in eine Ecke gepreßt auf dem Sopha liegend erblickte, kniete sie an meiner Seite nieder, ergriff meine schlaff herabhängende Hand, die sie mit Küſſen und Thränen bedeckte, und rief mich leise bei Namen. Wie in einem Traume hörte ich ihre Stimme, doch unfähig, mich zu bewegen, lag ich auf meinem Lager ausgestreckt — tot am Leibe, nur die Sinne und das Gefühl lebten.

Als ich trotz ihres Rufes regungslos blieb, erhob sich Blanche, umschlang mit ihren Armen meinen Nacken und rief: „Wilhelm — hörst du mich nicht? Ist dir meine Stimme so fremd geworden? — Höre mich, Geliebter — ich bin es, die dir ruft, deine Blanche, die ja nur dich liebt, die dich immer liebte und dich ewig lieben wird!“

Entsetzt vernahm ich die Ausbrüche der wilden Leidenschaft meiner einstigen Geliebten, mit aller Gewalt kämpfte ich gegen die Ohnmacht meines Körpers — und mein Wille siegte. Ich richtete mich auf in der Absicht, treu meinem Schwur die ungetreue Gattin meines Freundes von mir zu stoßen, da — lähmte mir der Schreck die schon erhobenen Arme, denn unter der gelüfteten Portiere stand bleich wie ein Toter, doch sonst äußerlich völlig ruhig, Theodor, der schwer beleidigte, betrogene Gatte. — Kalt schritt er auf Blanche zu, ergriff sie am Handgelenke und zerzte die vor Entsetzen Sprachlose empor. „Folgen Sie mir, Madame!“ — herrschte er dann und führte sie, ohne daß er mich eines Blickes gewürdigt hätte, aus dem Zimmer.

„Theodor!“ rief ich ihm nach, fast wahnsinnig bei dem Gedanken, daß der Freund mich ohne Zweifel für mitschuldig an dem Verrate seiner Gattin halten müsse, — da wandte er sich unter der Thüre noch einmal nach mir um, und mit stolzer Hoheit und dem Tone tiefster Verachtung sprach er zu mir: „Sie werden von mir hören, mein Herr!“ — dann verschwand er hinter der Portiere und eilte mit seiner schönen Gefangenen in das nächste Gemach, dessen Thüre er abschloß.

Befonnene Leute, die durch irgend ein gewichtiges Ereignis veranlaßt werden, aus sich heraus zu treten und der Stimme der Leidenschaft Gehör geben, sind in diesem Falle meist viel leidenschaftlicher als solche von gewöhnlich heftigem Temperamente, und handeln auch in der Regel unbesonnener, als diese. Die Wahrheit dieses Satzes erwies sich auch an Theodor. Der einstige Melancholiker wurde jetzt zum Choliker, da er sich von seiner angebeteten Gattin verraten wußte und seinen Freund, den er wie einen Bruder geliebt, für treulos hielt. Sein Zorn kannte keine Grenzen; an die für mich verschlossene Thüre gelehnt, hörte ich ihn toben und dazwischen die Stimme Blanchés, die ihm anfangs ruhig, später aber in höchst gereiztem Tone antwortete. Was sie sprachen, konnte ich nicht verstehen, habe es auch nie erfahren.

Da trotz meines wiederholten Pochens und Rufens Theodors Thüre sich nicht öffnete, sich mir also unmöglich ein Mittel bot, mit Theodor mündlich zu verkehren und ihm den Beweis wenigstens meiner Unschuld an dem an ihm begangenen Verrate zu geben, so entschloß ich mich, diese meine Rechtfertigung schriftlich zu versuchen.

In einem Briefe an Theodor entdeckte ich ihm deshalb mein Verhältnis zu seiner Frau, meine einstigen Hoffnungen und Erwartungen, die er, freilich unbewußt, zerstört habe durch seine Vermählung mit dem Mädchen meiner Liebe. Ich teilte ihm ferner die Wirkung mit von der Nachricht seiner Verlobung mit Blanche, die zur

Ursache jener Krankheit wurde, die mich an den Rand des Grabes brachte, ging dann über auf unser unvermutetes Zusammentreffen in der Bäderstadt, wo ich vor allem „Vergeffen“ lernen wollte, und die mir, statt Friede und Ruhe zu spenden, durch die Begegnung mit der für mich verlorren Geliebten zur Quelle neuer Schmerzen und unfäglicher Qualen wurde. Zugleich aber legte ich ihm das unumwundene Geständnis dessen ab, was ich mir in jener ersten Stunde unseres Wiedersehens zugeschworen, entdeckte ihm jene Vorsätze, die ich zur Wahrung seines Glückes und seiner Ehre gefaßt und — bei unserer so oft erprobten Freundschaft schwor ich ihm dies zu — bis zur Stunde redlich gehalten habe. Endlich berührte ich den Vorfall am Flügel, der wider meine Absicht zum Verräther an mir wurde und der, während ich vom Starrkrampfe befallen, unfähig mich zu bewegen, auf meinem Lager ruhte, Blanche im Bewußtsein des an mir begangenen Unrechtes und meinen Zustand nicht erkennend Worte sprechen ließ, mit welchen sie wohl nur bezwecken wollte, mich ins Leben zurückzurufen, und deren Tragweite sie, da sie sich unbelauscht wähnte, unmöglich voraussehen konnte. — Schließlich bat ich ihn, seiner Gattin zu verzeihen und mir eine persönliche Begegnung nicht zu versagen, da ich beabsichtige unverzüglich abzureisen, um nicht länger Störer seines jungen Glückes zu sein.

Nachdem ich mit Schreiben dieses Briefes zu Ende gekommen, schellte ich dem Kellner, um durch ihn den Brief an Theodor bestellen zu lassen; aber mein Bemühen, Versöhnung zwischen uns allen herzustellen, war vergeblich — mein Brief kam uneröffnet zurück, und als ich zur Zeit der Mittagstafel einen nochmaligen Versuch einer mündlichen Verständigung zu machen gedachte, erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß Theodor mit seiner Gattin das Hotel verlassen habe. Wahrscheinlich sei er abgereist oder habe er einen andern Gasthof bezogen, meinte der geschwätzige Kellner.

Als ich mich jedoch nach dem Mahle in mein Zimmer zurückgezogen hatte, erhielt ich den Besuch zweier Polen,

die ich mit Theodor kurz zuvor flüchtig kennen gelernt hatte. Meine trüben Ahnungen sollten sich jetzt verwirklichen; denn nachdem wir uns gegenseitig begrüßt hatten, stellte sich mir der Eine als Bevollmächtigter Theodors vor, der mir eine Ausforderung auf Pistolen für den nächsten Morgen zu überbringen habe, der andere bot mir seine Dienste als Sekundant an.

Es widerstrebte meinem Gefühle, die beiden mir fast völlig unbekanntem Herren um Vermittlung unseres Zwistes zu ersuchen, um so mehr, da der Abgesandte Theodors jedem derartigen Gedanken mit der Aeußerung zuvorkam, er habe den Auftrag, alle Versöhnungsversuche zurückzuweisen und unter allen Umständen auf seiner Forderung zu beharren. So blieb mir nur übrig, meine Zusage zu geben, denn die Ausforderung abzulehnen war ohne Verdächtigung meines persönlichen Mutes und Bloßstellung meiner Ehre unmöglich. Ich nahm deshalb das Anerbieten des Grafen P., mir als Sekundant zu dienen, an und ersuchte ihn, alles übrige mit seinem Begleiter, dem Sekundanten Theodors, für den bevorstehenden Kampf zu ordnen.

Aufs schmerzlichste bewegt warf ich mich, nachdem mich die beiden Abgesandten wieder verlassen hatten, in einen Lehnstuhl und überließ mich ganz der Wucht des Leides, das bei dem Gedanken an das bevorstehende unglückselige Ereignis auf mich einstürmte. Unwillkürlich ließ ich all' die frohen Stunden an meinem Geiste vorüberwallen, die ich mit Theodor verlebte, gedachte der Tage, da wir uns kennen gelernt, der Zeit, die unsere Freundschaft gestählt, so daß das Band, das unsere Herzen umschlang, als unzerreißbar erschien — all' des Glückes gedachte ich, das ich in ihm und durch ihn gefunden hatte. — Und jetzt hatte ein Weib, — ein leichtfertiges Weib vermocht, uns bis zu dem Grade zu entzweien, daß wir gegen einander die Mordwaffen zu erheben im Begriffe standen, um die Herzen zu durchbohren, die so lange Jahre in Liebe und Freundschaft für einander geschlagen hatten! — Es war mir dies ein entsetzlich peinlicher Gedanke, ich

fühlte, daß es mir unmöglich sein würde, auf die Brust zu zielen, an der ich so oft gelegen hatte, und ich gab mir im Stillen das Versprechen — was auch daraus entstehen möge — das Leben Theodors nicht zu bedrohen.

Der Morgen des nächsten Tages — es war der letzte Mai — brach an und mit der Sonne, die golden hinter den Bergen hervorkam, erhob ich mich nach langer schlafloser Nacht von meinem Lager, um für den Fall, daß mich ein Unglück träfe, einige Papiere zu ordnen und rechtzeitig bereit zu sein, wenn Graf P., mein Sekundant, mich zu dem ernstesten Zusammentreffen abholen würde. Punkt 5 Uhr erschien er auch, und schweigend nahm ich Platz in dem mitgebrachten Wagen, der uns in kurzer Frist zu unserem Ziele, dem alten Schlosse, verbrachte. Theodor mit seinem Sekundanten und dem Arzte war bereits eingetroffen. Wir begrüßten uns stumm und schritten sodann durch die Schloßruine aufwärts zu einem Fels-Plateau, das als Kampfplatz bestimmt war.

Während die Sekundanten die Pistolen luden und die Distanzen abmaßen, stand Theodor in sich gekehrt mit finsternem Antlitz an einen Baum gelehnt und starrte zur Erde. Sein Aussehen zeugte von der düsteren Verzweiflung, die in seiner redlichen Brust wühlte, seine Mienen kündeten den Schmerz und Gram, der an seinem Herzen nagte. — Fiel vielleicht auch ihm schwer, die Todeswaffe gegen mich zu erheben? — Es mußte ja so sein, es war ja nicht anders möglich; Theodor hatte mich ja bisher gerade so innig geliebt, wie ich ihn, und sein Zorn gegen mich beruhete ja auf einem Mißverständnisse! — Da beschloß ich — wie auch dieser Schritt von Seiten der Anwesenden gedeutet werden möchte — nochmals einen Versuch zu machen, den unnatürlichen Zweikampf zu verhindern und Versöhnung zwischen uns herbeizuführen. Rasch trat ich zu ihm hin und sprach:

„Theodor gönne mir nur einige Worte!“ —

Er sah mich starr mit blitzenden Augen an und machte eine abwehrende Geberde.

„Ich schwöre dir bei der langjährigen Freundschaft, die uns verband“ —

Er zuckte verächtlich die Oberlippe und murmelte nur das eine Wort: „Glender!“ —

„Bei Gott, der über uns ist, schwöre ich dir, ich bin unschuldig an dem an dir begangenen Verrate!“

Er lächelte schmerzlich und sprach sarkastisch: „Gott möge hierüber entscheiden!“

Es war sein letztes Wort. — Ohne mich weiter zu beachten, schritt er hinweg mit seinem ihm entgegenkommenden Sekundanten, der uns aufforderte, unsere Plätze einzunehmen. — Alles sei vorbereitet.

Der ernste Augenblick war gekommen; ich hatte alles — ja mehr gethan, als nach Ansicht der Menschen mit dem Begriffe „Ehre“ vereinbar war, um das Duell zu verhindern. Jetzt mußte ich mich den Gesetzen dieses Begriffes fügen, um nicht den Schein auf mich zu laden, als ob das eiserne Kreuz an meinem Kleide die Brust eines Feigen schmücke. — Bevor ich jedoch den mir bestimmten Platz einnahm, übergab ich dem Grafen P. den Brief, den ich Tags zuvor Theodor zugesendet und unerschrocken zurückgehalten hatte, mit der Bitte, ihn im Falle ich getötet oder schwer verwundet werden sollte, meinem Gegner zu übergeben. Stumm verbeugte sich der Graf und ich trat mit der Pistole in der Hand an meine Stelle.

Als der Beforderte hatte ich den ersten Schuß. Ohne zu zielen erhob ich auf das gegebene Zeichen die Waffe und schoß in die Luft. —

Theodor biß sich in die Lippen und ich sah an seinen Mienen, er kämpfte mit sich selbst, ob er nicht mein Beispiel nachahmen solle. Doch bald kehrte der Ausdruck finsternen Trostes auf sein Angesicht zurück, langsam erhob er die Pistole, zielte, schoß — und mit durchbohrter Brust sank ich zur Erde.

Was weiter geschah, ist mir nur durch Erzählung des Grafen P. bekannt, da mich unmittelbar nach meiner Verwundung das Bewußtsein verließ. Seine Mitteilungen waren folgende:

Während der Arzt sich mit mir beschäftigte und meine Wunde untersuchte, stand Theodor bleich wie ein Toter und vor innerer Aufregung zitternd zu meinen Füßen und harrete unverkennbar ängstlich des Ausspruches des Arztes. — Nachdem dieser meine Verwundung für schwer, ja tödtlich erklärt hatte, trat Graf P. seinem Versprechen gemäß zu ihm hin, um ihm mein Schreiben zu überreichen.

Fragend sah ihn Theodor an.

„Es ist der letzte Wille, das Vermächtnis eines Sterbenden,“ — erwiderte P. auf mich zeigend.

Hastig ergriff Theodor jetzt den dargereichten Brief, rieß den Umschlag hinweg und las. — Der Inhalt erschütterte ihn sichtlich, das Blatt bebte in seinen Händen, sein Atem flog und sein feuchtes Haar sträubte sich empor, als er mit weit aufgerissenen Augen den Schriftzügen folgte. — Mit dem Kufe: „Herr, mein Gott, — ist es denn möglich!“ — warf er sich sodann an meiner Seite nieder, ergriff meine kalte Hand und schrie: „Wilhelm, teurer Freund — ach nur noch einmal öffne die Augen und sprich, daß du mir, deinem unglückseligen Mörder verzeihst!“ —

Dann beschwor er den Arzt, mich zu retten und versprach ihm sein halbes Vermögen, wenn ihm dies gelinge. — Aber dieser schüttelte ernst den Kopf und erwiderte, menschliche Hilfe und seine Wissenschaft könne mich nicht am Leben erhalten; die Lunge sei durchschossen und die innere Verblutung müsse mir unfehlbar in kürzester Frist den Tod geben.

Nachdem er noch meinen Puls befühlte, sprach er achselzuckend: „Er ist tot!“ —

Da warf sich Theodor wie wahnsinnig über mich hin, küßte mich auf den Mund und rief: „Auf Wiedersehen, Wilhelm ich folge dir!“

Er raffte sich auf und stürzte hinweg. — Ein Anheil ahnend folgte Graf P. dem Aufgeregten, der in raschem Laufe durch die Schloßruine eilte und die Treppe zu der großen Gallerie hinanstürmte. — Atemlos keuchte P. hinter ihm her, doch er konnte das Entsetzliche nicht mehr ver-

hindern. Mit Schauern sah er, wie Theodor sich auf die Brüstung dieses Fensters schwang. „Herr, mein Gott, sei meiner Seele gnädig!“ — rief er noch und — kopf- über stürzte er sich hinab in die furchtbare Tiefe.

Die fürchterlichen Ereignisse der beiden letztverfloffenen Tage waren zu erschütternd für meinen unglücklichen Freund gewesen, als daß er das Leben noch ferner hätte ertragen können. — Die heiß geliebte Gattin hatte ihm rund heraus erklärt, sie liebe ihn nicht — habe ihn nie geliebt, sondern sei nur, dem Gebote der Mutter gehorchend, dem reichen Bewerber zum Altare gefolgt. Mit wollüstigem Hohne entdeckte sie ihm dagegen, daß all' ihre Liebe mir gehöre, der auch sie mit aller Kraft seines Herzens liebe. — Da hatte Theodor, rasch entschlossen, die ungetreue Gattin in seinen Reisewagen gesetzt und von seinem Diener begleitet zurückgeschickt zu der tuppelerischen Mutter. Mich aber, den vermeintlich treulosen Freund, beschloß er zu strafen. —

Mein Brief erst hatte ihm den wahren Sachverhalt entdeckt, meine Unschuld und stete Treue klar gemacht. — Dieser Schlag, das Bewußtsein, mich, den unschuldigen ihm treu ergebenen Freund, gemordet zu haben, drückte ihn so furchtbar darnieder, daß er die unglücklich rasche That beschloß und — leider auch ausführte.

Der Arzt aber hatte sich in meinem Zustande getäuscht; ein Zufall hatte mir das Leben gerettet. An dem eisernen Kreuze, das ich an der Brust trug, war die Kugel abgeglitten und hatte mir eine zwar gefährliche, doch keineswegs tödtliche Verwundung beigebracht. — Was der junge, unerfahrene Arzt aber für den Tod hielt, war eine durch den Blutverlust verursachte tiefe Ohnmacht gewesen, die mich einem Toten ähnlich gemacht und den unglückseligen Irrtum veranlaßt hatte. —

Einige Wochen waren vergangen; man hatte mir, als ich aus dem heftigen Bundeieber endlich wieder zum Bewußtsein und zu neuem Leben erwacht war, möglichst schonend den Tod Theodors und die schrecklichen ihn be-

gleitenden Umstände mitgeteilt, — da erschien an meinem Lager eine tief verschleierte schwarz gekleidete Dame. — Sie schlug den Schleier zurück; es war die Erbin Theodors, — seine Witwe.

Lächelnd wollte sie mir an die Brust sinken, indem jetzt kein Hindernis mehr uns trenne.

Diese Frivolität entsetzte mich.

„Sie irren, Madame,“ erwiderte ich kalt; „es giebt ein Hindernis, das uns für immer scheidet; es ist der Schatten meines unglücklichen Freundes, der zwischen uns steht!“ —

Da ließ sie den Schleier wieder vor ihr errötendes Antlitz herab und entfernte sich.

Ich sah sie nie wieder.